



GERTRUDE PRESSBURGER

**GELEBT, ERLEBT,
ÜBERLEBT**

AUFGEZEICHNET VON MARLENE GROIHOFER



ZSOLNAY

»Dass ein Baby so ausschaut!« Ich war das erste, das er je gesehen hat. »Am Anfang warst du nicht so schön, aber du bist immer hübscher geworden«, sagt er. »Und heute bin ich eine Schönheit«, scherze ich.

Der Kleine ist erst ein paar Wochen alt, als unser Vater das Baby einpackt und mit ihm spazieren geht. Er stellt den Kinderwagen am Gehsteig ab und will das Tor zum Vorgarten zusperren, da gerät der Wagen plötzlich ins Rollen, fährt über den Randstein und kippt um. Zum Glück landet erst die Decke auf dem Boden, darauf der Kleine selbst und wie eine Käseglocke darüber der Wagen. Alles gutgegangen. Trotzdem ist es eine Sensation, als unser Vater später schildert, was sich zugetragen hat. Dass dem Papa so etwas passiert! Ihm, unserem großen Vorbild. Heinzi und ich können es gar nicht fassen.

Heinzi ist unser Gelehrter, Lumpi ist der Robuste, und ich stehe in der Mitte. Mit dem einen lerne ich, mit dem anderen raufe ich. Als sich meine Eltern in der Schule nach mir erkundigen, sagt die Lehrerin: »Während der Stunde ist sie die Bravste, die ich in der Klasse habe, aber sobald die Glocke läutet, ist sie die Erste, die auf einem Baum sitzt.« Ich bin keine sehr Ruhige. Was Eltern und Lehrer von mir verlangen, befolge ich, sonst lasse ich mir nicht gern etwas sagen. Ich habe meinen eigenen Kopf. Mein Selbstbewusstsein hat mir der Papa beigebracht. »Lasst euch nicht unterkriegen«, ist einer seiner wichtigsten Sätze, das lebt er selbst und fordert er auch von uns Kindern. »Halt hoch den Kopf, was dir auch droht, und werde nie zum Knechte«, schreibt er Anfang 1938 mit schwarzer Tinte in mein Stammbuch.

Gertrude heiße ich, weil niemand sonst in der Verwandtschaft so heißt. Meine Mutter wollte nicht, dass es Aufregung unter den Damen gibt, dass gefragt wird, warum ich nach der benannt wurde und nicht nach jener. »Nur Trude darf niemand zu ihr sagen«, hat die Mama festgelegt, das war ihre Bedingung. Trude hat ihr nicht gefallen. Die dunkle Augenfarbe habe ich von ihr geerbt, die klaren Gesichtszüge vom Vater, und vom Charakter her bin ich dem Kleinen am ähnlichsten. »Gerti«, schreit der Lumpi, wenn ihm etwas wehtut, nicht »Mama«. Wir zwei hängen besonders aneinander. Neid kennen wir keinen unter den

Geschwistern, auch gestritten wird nicht oft, aber die Rolle der Ältesten ist nicht immer einfach für mich. Stellen die Brüder etwas an, muss ich dafür geradestehen, denn ich »hätte ja aufpassen müssen«. Ich traue mich nicht, meinem Vater zu widersprechen, und so ist es gut, dass die Mama mir viel erklärt: warum es wichtig ist, dass ich vernünftig bin, oder dass der Papa viel Verantwortung hat und darum nervös ist.

Wenn uns die Mama zum Frühstück ein Schmalzbrot schmiert, ist der Papa schon weg, er muss zu Fuß zur Arbeit oder zumindest ein ordentliches Stück bis zur Straßenbahn gehen. Wo genau er arbeitet, weiß ich nicht. Daheim spricht er nicht darüber, da ist er nur Familienvater. Er ist Tischler, spezialisiert auf Kunstattischlerei, und wäre gerne Innenarchitekt geworden, aber das Studium habe er sich nicht leisten können, erzählt er uns. Für mich ist mein Vater ein sehr eleganter Mann. Er ist groß, fast einen Meter achtzig, blond und hat blaue Augen. Als ich schon älter bin, gehe ich einmal allein mit dem Vater Arm in Arm durch die Straßen. Später stichelt eine Bekannte bei meiner Mutter: »Sie, jetzt hab ich Ihren Mann gesehen mit einer Jungen, nicht, dass der fremdgeht.« Meine Mama lacht. Und ich bin stolz. Die Frau denkt, ich könnte seine Freundin sein! Wir Kinder verehren unseren Vater. Aber wir fürchten ihn auch. Er ist die absolute Respektperson.

Ich glaube, unser Vater zieht sich erst in der Tischlerei für die Arbeit um, denn er geht immer im Anzug aus dem Haus. Nie trägt er eine Krawatte, immer hat er ein Mascherl um. Auch wir Kinder sind stets adrett gekleidet. »Man kann noch so arm sein, dreckig und zerrissen muss man nicht daherkommen«, sagt meine Mama und wäscht, stopft, näht und bügelt. Ausbildung hat meine Mutter keine machen können, aber nähen und kochen hat sie im Waisenhaus gelernt. Sie kann aus dem kleinsten Stoffrest ein Röckchen für mich schneiden. Wunderschön singen. Den ungemütlichsten Raum heimelig machen. Und aus fast nichts eine Mahlzeit zubereiten.

Wäre es nach der Großmutter gegangen, dann hätte der Papa die Mama nicht heiraten dürfen. Jahrelang hat sie nach dem Tod ihres Mannes darauf gewartet, dass der jüngste Sohn endlich seine Lehre

abschließen und für sie und zwei ihrer älteren Töchter sorgen würde. Dass er kein Geld nach Hause bringen, sondern eine eigene Familie gründen will, macht die drei Damen nicht sehr glücklich. Denn bevor der Großvater an einer Lungenentzündung stirbt, ist die Familie meines Vaters in Wien gutsituiert, mein Großvater hat als Schneidermeister seine eigene Werkstatt mit Angestellten und meine Großmutter eine Haushaltshilfe. Nach seinem Tod im Jahr 1908 ist alles weg, und die Großmutter steht allein da: mit fünf kleinen und sieben großen Kindern. So etwas wie Witwenrente gibt es noch nicht. Mein Vater ist das jüngste der zwölf Geschwister und erst vier Jahre alt, als er seinen Vater verliert. Die sieben älteren Kinder hat der Großvater aus erster Ehe mitgebracht. Die Großmutter sagt also nein zur Hochzeit, und mein Vater muss warten, denn noch ist er nicht volljährig, ohne die Unterschrift der Mutter darf er nicht heiraten.

Er lernt meine Mama auf einem Tanzabend bei Verwandten kennen. Sie heißt Gisela, hat schwarzes naturgewelltes Haar und ist mit ihren 1,49 Metern wahrscheinlich eine der Kleinsten auf der Tanzfläche. »Sie ist so klein, dass sie mir aus dem Hosensack hängt«, sagt der Papa gern. Angeblich ist ihr Vater im Ersten Weltkrieg gefallen, aber mir ist von den Eltern meiner Mutter fast nichts bekannt, nur, dass beide aus Wien stammen. Ich vermute, dass meine Mama ein uneheliches Kind war, denn vor ihrer Hochzeit trägt sie den Nachnamen ihrer Mutter. Sie hat drei jüngere Schwestern, und meine Großmutter stirbt, als meine Mama zwölf Jahre alt ist. Eine der Schwestern, meine Tante Resi, kommt mit meiner Mutter ins Waisenhaus. Die zwei anderen habe ich nie getroffen: Beide wachsen bei Pflegefamilien auf, die Drittgeborene erst nach dem Tod der Großmutter, die Jüngste schon ab ihrer Geburt. Als meine Mutter im Jugendalter ist, nimmt ein älteres kinderloses Ehepaar sie als Haustochter bei sich auf, Dienstmädchen mit Familienanschluss bedeutet das. Sie hilft nicht nur im Haushalt, sondern ist auch ein bisschen Familienmitglied, darf dabei sein, wenn das Ehepaar Jugendliche aus der Verwandtschaft zum Diskutieren und Tanzen zu sich in die große Wohnung einlädt. An einem dieser Abende verliebt sie sich in meinen Vater. Sobald er 21 und volljährig ist,

heiraten meine Eltern, gegen den Willen meiner Großmutter. Das ältere Ehepaar bezahlt meiner Mutter die Hochzeit.

Meine Mutter ist äußerst gutmütig. Mein Vater ist sehr dominant. Aber es funktioniert. Sie lieben sich wirklich und sind immer füreinander da. Ab und zu gehen die Eltern aus, nur zu zweit. »Gerti, pass gut auf. Seid schön brav und macht niemandem auf«, sagen sie dann. An einem dieser Tage kauft meine Mutter bei den »Prackern« eine Tasche voller Äpfel und Birnen. »Falls ihr was wollt, die Tasche steht unter dem Tisch«, sagt sie, bevor sie die Wohnungstür hinter sich schließt. Als es finster wird, fangen wir an, uns zu fürchten, so ganz allein ohne Eltern. Da kriechen wir alle drei unter den Tisch, ziehen das Tischtuch wie einen Vorhang bis zum Boden herunter und essen die halbe Obsttasche leer. Auf diese Art versteckt fühlen wir uns wohl. Noch wohler fühlen wir uns, als die Eltern wieder heimkommen. Am liebsten ist uns, wir sind alle zusammen.

Außer, wenn einer von uns etwas angestellt hat. Dann fürchten wir uns vor dem Papa. Denn immer wenn die Wut in ihm aufsteigt, kriegen wir Kinder Hiebe. Er zieht den Riemen aus der Hose, und zack, schlägt damit zu. Wir merken, er versucht sich zu beherrschen und schafft es doch nicht, angeblich hat er das von seinem Vater geerbt, der noch jähzorniger gewesen sein soll. Im nächsten Moment tut es ihm leid. Einmal lernen wir im Französischunterricht die Worte »Bonjour mon petit Ernest«. Die fremde Sprache macht mir Spaß, und ich freue mich: Mein Vater heißt Ernst, und nun kann ich ihn auf Französisch begrüßen. »Bonjour mon petit Ernest«, sage ich stolz, als ich durch die Haustür komme, und kriege als Antwort prompt eine Ohrfeige. Weil es respektlos sei, so mit dem Vater zu sprechen: »Ich bin kein ›kleiner‹ Ernst«, empört er sich. Als er einmal den Kleinen haut, verzieht dieser keine Miene. »Warum hast du nicht geheult oder geschrien?«, fragt ihn die Mama, »das hätte vielleicht geholfen.« »Die Freude, dass ich weine, die mach ich ihm nicht«, sagt der Lumpi.

Ein einziges Mal will unser Vater auch auf die Mama losgehen. Da stellt sie sich, ohne ein Wort zu sagen, an die Wand, schaut ihn nur an, und er beruhigt sich. Die Mama ist klein und zart, widerspricht selten,

aber ist innerlich immer die Starke.

Eines Tages passt meinem Vater das Mittagessen nicht, denn die Mama hat Fisolen angekündigt und stattdessen doch Kohlgemüse gekocht. Er wird zornig, nimmt den vollen Teller und schmeißt ihn auf den Küchenboden. Scherben überall. Unsere Mutter schaut den Vater an und sagt kein Wort. Sie schimpft nicht, sie keppelt nicht, sie isst ruhig weiter. Wir Kinder machen es genauso. Nach dem Essen kehrt der Papa wütend zurück zur Arbeit. Als er am Abend nach Hause kommt, liegen Teller und Essensreste immer noch am Boden. »Wieso ist das noch da?«, fragt er meine Mutter verärgert. Keine Antwort. Stumm deckt sie wieder den Tisch und stellt den Suppentopf in die Mitte, denn abends gibt es meistens Suppe. Der Vater setzt sich auf seinen Platz und schlägt demonstrativ die Zeitung auf. Unsere Mutter sagt nicht, bitte iss doch etwas. Wir löffeln still in uns hinein, danach räumt sie den Tisch wieder ab, stellt seinen vollen Teller wieder weg und schweigt. Fast drei Tage lang geht das so. Vielleicht jausnet der Vater in der Werkstatt, zu Hause rührt er keine Mahlzeit an. Und immer noch liegt der Teller, den er auf den Boden geschleudert hat, zu unseren Füßen – wir machen alle einen Bogen darum. Bis er am dritten Tag die Putzfrau aus der Tischlerei zu uns nach Hause schickt, damit sie den Küchenboden reinigt. Alles räumt sie weg und wischt sie auf. Ruhig setzt er sich danach zu Tisch, die Mama schöpft ihm wie immer seine Portion auf den Teller – und er beginnt zu essen. Streit hören wir keinen. Er sagt auch nicht, sei wieder gut, zumindest nicht vor uns Kindern. Er isst, und dann ist alles wieder in Ordnung.

Ein einziges Mal bekomme ich eine Ohrfeige von meiner Mutter. Es passiert, als ich schon um die fünfzehn bin und irgendetwas sage, das sich nicht gehört. Danach kann ich tagelang nicht aufhören zu weinen. »Ich bitt dich, das war doch nur eine Ohrfeige«, versucht meine Mama mich zu beruhigen. Aber ich kann es gar nicht glauben. Vom Papa bin ich es gewohnt, aber dass die Mama mich schlägt! Bei ihr gibt es keine Strafen oder Hiebe. Sie erklärt uns die Dinge.

Trotz seiner Wutausbrüche haben wir Kinder unseren Vater aufrichtig gern. Er ist streng, aber wenn wir nichts anstellen, ist er sehr